

University of Groningen

Das Problem der Perioden in der Literaturgeschichte

Teesing, Hubert Paul Hans

IMPORTANT NOTE: You are advised to consult the publisher's version (publisher's PDF) if you wish to cite from it. Please check the document version below.

Document Version

Publisher's PDF, also known as Version of record

Publication date:

1948

[Link to publication in University of Groningen/UMCG research database](#)

Citation for published version (APA):

Teesing, H. P. H. (1948). Das Problem der Perioden in der Literaturgeschichte. Groningen: s.n.

Copyright

Other than for strictly personal use, it is not permitted to download or to forward/distribute the text or part of it without the consent of the author(s) and/or copyright holder(s), unless the work is under an open content license (like Creative Commons).

Take-down policy

If you believe that this document breaches copyright please contact us providing details, and we will remove access to the work immediately and investigate your claim.

Downloaded from the University of Groningen/UMCG research database (Pure): <http://www.rug.nl/research/portal>. For technical reasons the number of authors shown on this cover page is limited to 10 maximum.

V. AUSBLICK.

In bezug auf die abendländische Kunstgeschichte spricht Wölfflin von der „Möglichkeit, daß in allem Wandel ein Gesetz wirksam bleibe. Dieses Gesetz zu erkennen wäre ein Hauptproblem, das Grundproblem einer wissenschaftlichen Kunstgeschichte.“¹⁾ Dieses tieferliegende Problem haben wir eigentlich fortwährend umkreist. Ihm wollen wir nun unsere Schlußbetrachtung widmen.

Zunächst erhebt sich die Frage, ob es überhaupt historische Gesetze gibt. Wir geraten damit an ein leidenschaftlich umstrittenes Problem. Im einen Lager stehen etwa die Historiker Lamprecht, Breysig, Spengler, im anderen die Philosophen Dilthey, Windelband und Rickert, aber auch schon der Historiker Ranke hatte, wohl mit einer Spitze gegen Hegel, als seine Meinung geäußert, „daß die Menschheit eine unendliche Mannigfaltigkeit von Entwicklungen in sich birgt, welche nach und nach zum Vorschein kommen und zwar nach Gesetzen, die uns unbekannt sind, geheimnisvoller und größer als man denkt.“²⁾ Wir können hier diese Frage nicht aufrollen, wir wollen nur darauf hindeuten, daß wir uns der Ansicht Sprangers verwandt fühlen: „Gewiß, gibt es historische Gesetze.“ „Dabei versteht es sich von selbst, daß Gesetze — also auch Entwicklungsgesetze — immer nur Gedankengebilde sind, die wir als vereinfachende rationale Maßstäbe an das Gewirr der Erscheinungen anlegen. Die Frage: ‚Gibt es historische Gesetze?‘ ist falsch gestellt. Man sollte besser fragen: ‚was leisten die bisher versuchten Entwicklungsgesetze für Verständnis, Erklärung, Ableitung des realen Geschehens?‘ Schweben sie beziehungslos über den Tatsachen, oder sind sie geeignet, diese Tatsachen zu durchleuchten und zu ordnen?“³⁾ Die bisher aufgestellten Entwicklungsgesetze leisten gewiß wenig für das Verständnis des Geschehens, schon deshalb, weil man „überwiegend nach dem allgemeinen Entwicklungsprinzip der Geschichte gesucht hat, statt die Kultur in Teilstrukturen zu zerlegen, diese wieder nach Entwicklungsstufen zu individualisieren und erst zuletzt über

¹⁾ Kunstgeschichtliche Grundbegriffe (81943), S. 19.

²⁾ Weltgeschichte IX, 7.

³⁾ Der gegenwärtige Stand der Geisteswissenschaften und die Schule (21925), S. 29.

den Teilgesetzlichkeiten eine allgemeinste, also auch leerste Formel zu konstruieren." ¹⁾

Zwar sind wir von Haus aus geneigt, der Rankeschen Skepsis recht zu geben, aber wenn man sie überwinden will, so kann das unseres Erachtens nur in der von Spranger angedeuteten Richtung geschehen. Das heißt also, daß wir von den einzelnen Kulturgebieten, den „Teilstrukturen“, ausgehen müssen, bevor wir daran denken können, noch großzügigere Synthesen anzustreben. Ob das Resultat der angewandten Mühe entspricht, wäre abzuwarten.

Auf unserem Gebiet wäre also etwa eine auch andere Kulturkreise umfassende vergleichende Literaturgeschichte notwendig, die ihr Augenmerk besonders auf die Entwicklungsstufen der einzelnen Literaturen richtet. In der Literaturgeschichte ist mir kein Werk bekannt, das unseren Bedürfnissen in dieser Hinsicht entspräche. ²⁾ In der Philosophiegeschichte jedoch ist ein bedeutender Versuch nach dieser Richtung hin von Masson-Oursel unternommen worden. ³⁾ Masson-Oursel gibt uns einige Beispiele von überraschenden Parallelismen: um dieselbe Zeit herum finden wir sowohl in Indien und in China, wie im Okzident die ersten Anfänge des philosophischen Denkens. ⁴⁾ Eine Erklärung für diese auffallende „Tatsache“, die ich übrigens keineswegs für „une donnée indépendante de notre appréciation“ ⁵⁾ halte, versucht Masson-Oursel nicht zu geben. Er folgert aber daraus, was sich m. E. gar nicht daraus folgern läßt, „que les trois évolutions [en Occident, dans l'Inde et en Chine] se développent en parallélisme à partir d'une époque approximativement identique.“ ⁶⁾ Für diesen Parallelismus kann er

¹⁾ a.a.O. — Was die „Teilstrukturen“ betrifft, steht Spranger auf einem Standpunkt, dem der von uns oben (III, 8) vertretene sehr nahe kommt: „Wer heut irgendeine systematische Geisteswissenschaft treibt, wird sie unter dem Gesichtspunkt der Strukturanalyse treiben müssen. Und zwar so, daß eine spezifische Wertrichtung als die einheimische des betreffenden Gebietes festgehalten wird, dann aber die Unterordnung aller anderen Wertgebiete unter dieses methodisch herausgehobene in einer Art von Gedankenexperiment verfolgt wird.“ (Ebd. S. 26).

²⁾ Man könnte allenfalls an die riesig angelegte, dennoch nicht universale Literaturgeschichte von H. M. und N. K. Chadwick, *The growth of literature I/II*, Cambridge 1932/6, denken (s. Petersen, D. Wiss. v. d. Dichtg. S. 7 f.). Über ältere Versuche — K. Rosenkranz, *Die Poesie und ihre Geschichte* (1855) und M. Carrière, *Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwicklung und die Ideale der Menschheit* (1863—74) — s. Petersen, *Nat. od. vgl. Litg.*, DVLG VI (1928), S. 54.

³⁾ *La philosophie comparée* (1923).

⁴⁾ ebd. S. 85.

⁵⁾ S. 86.

⁶⁾ a.a.O.

dann noch als treffendes Beispiel das ungefähr gleichzeitige Auftreten von „Sophisten“ in den drei erwähnten Kulturkreisen nennen — wobei wir uns freilich schon einen Spielraum von mehreren Jahrhunderten gewähren müssen.¹⁾ Einer solchen „Sophistik“ pflegt eine „Scholastik“ zu folgen, wozu Masson-Oursel Aristoteles, Buddhaghosa, Samkara, die klassischen chinesischen Philosophen und die mittelalterlichen Scholastiker rechnet,²⁾ wie er auch sonst gern zeitlich weit auseinanderliegende Erscheinungen miteinander vergleicht, etwa Schelling und Hegel mit Tschuang-tse und Lie-tse, wobei er darauf hinweist, daß hier wie dort die gleiche theoretische Haltung ähnliche Konsequenzen für das kulturelle und soziale Leben hat.³⁾ Dadurch gerät er aber in Widerspruch mit seiner These der synchronen Entwicklung. Alles, was sich aus diesem gehaltreichen, eine profunde Gelehrsamkeit verratenden Werk für unsere Zwecke ergibt, ist, daß gewisse Phasen verschiedener Kulturen eine mehr oder weniger weitgehende Ähnlichkeit aufweisen und daß sie streckenweise mit einer gewissen Notwendigkeit auseinander zu folgen scheinen.

Diese Behutsamkeit auf einem Gebiet, das die Forscher sonst gern zu vorschnellen Synthesen und großzügigen Konstruktionen verleitet, wirkt geradezu wohltuend. Man fragt sich aber doch, ob vielleicht nicht mehr zu erreichen gewesen wäre, wenn der Verfasser sich nicht auf die Feststellung einer „absoluten Gleichzeitigkeit“ verwandter Erscheinungen versteift hätte, sondern auch der Möglichkeit einer „relativen Gleichzeitigkeit“ nachgegangen wäre. Wenn man bedenkt, daß die verschiedenen Kulturen nacheinander aufsteigen und daß das Tempo ihrer Entwicklung verschieden sein kann, so lassen sich zeitlich auseinanderliegende Phasen der verschiedenen Kulturen als „relativ gleichzeitig“ miteinander vergleichen. Von absoluter Gleichzeitigkeit ist außer bei Masson-Oursel auch etwa die Rede, wenn man behauptet, daß sich zur selben Zeit die Entwicklungsphasen des Barock, Rokoko und „Louis-Seize“ in der chinesischen wie in der französischen Kunst feststellen lassen oder wenn man „in der japanischen wie in der westeuropäischen Literatur ohne irgendwelche gegenseitige Beeinflussung um genau dieselbe Zeit des ausgehenden Mittelalters einen Übergang von höfischer zu bürgerlicher, von phantastischer zu realistischer, von Ständedichtung zu Volksdichtung sich vollziehen sieht.“⁴⁾ Um

¹⁾ S. 90 f.

²⁾ S. 93—97.

³⁾ S. 43. Die geistige Haltung ist nach ihm offenbar primär.

⁴⁾ Petersen, DVLG VI, 58; dort auch die Unterscheidung der „relativen“ und der „absoluten Gleichzeitigkeit“.

relative Gleichzeitigkeit handelt es sich, wenn man in der Kunstgeschichte den Stilwandel vom Barock zum Rokoko und Klassizismus in den Jahrhunderten des Hellenismus wiederzufinden glaubt.

Der Gedanke der relativen Gleichzeitigkeit im Entwicklungsverlauf der verschiedenen Kulturen ist vor allem in der deutschen Forschung ausgewertet worden. Genannt seien nur Breysig und Spengler, Forscher, die sich wohl an Gelehrsamkeit, aber leider nicht an methodischer Besinnung, philosophischer Schulung und Akribie mit Masson-Oursel messen können.¹⁾ Sie sind dem französischen Philosophiehistoriker gegenüber schon dadurch im Nachteil, daß sie sich nicht auf einen einzigen Kultursektor beschränken, sondern gleich aufs Ganze gehen, ferner auch dadurch, daß sie eine gewisse Vorliebe für kühne Hypothesen haben und dabei dasjenige, was sie nicht wissen können, unbedenklich voraussetzen.²⁾ Methodisch besteht zwischen beiden ein wichtiger Unterschied. Breysig geht davon aus, daß die Geschichte der Menschheit ein Verlauf *sui generis* ist, der *a priori* keinem anderen gleichgesetzt werden darf.³⁾ Es zeigt sich dann aber trotzdem, daß der Geschichtsprozeß im Grunde ein biologisches Geschehen ist, dem Wachstum eines Baumes oder dem Leben des Einzelmenschen vergleichbar.⁴⁾ Und damit gerät er denn doch wieder in die Nähe Spenglers, dem solche Vergleiche eine Selbstverständlichkeit bedeuten.

Es erhebt sich nun die Frage, inwieweit die Geschichte sich mittels solcher biologischen Kategorien erfassen läßt. Ausdrücklich warnt Masson-Oursel vor der „*assimilation imprudente d'une réflexion poursuivie à travers maintes générations, à la vie d'une organisme qui par certaines vicissitudes s'achemine de sa formation à l'état adulte, puis à la décrépitude et à la mort. Nous ignorons si et quand cessera la pensée de chacun des types d'humanité que nous considérons; nous ignorons si et quand elle a commencé de s'exercer.*“⁵⁾ Am schärfsten aber nimmt Litt gegen die organologische Betrachtungsweise in der Geschichte Stellung. Nach ihm führt diese Ansicht mehr oder weniger zwangsläufig zu einer Entwertung der personalen Sphäre. In Wirklichkeit aber besitzen die Einzelwesen eine innere Einheit und Geschlossenheit, die kein

¹⁾ K. Breysig, *Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte*, Stg./Bln. 21927 (und andere Veröffentlichungen); O. Spengler, *Der Untergang des Abendlandes I/II*, Mchn. 1918/22 u. ö.

²⁾ vgl. etwa Breysig, der gewiß der vorsichtiger ist, o. c. S. 79 f.

³⁾ ebd. S. VII.

⁴⁾ SS. VI, VIII, 314 usw.

⁵⁾ *La philosophie comparée*, S. 89.

Kollektivwesen aufzuweisen hat.¹⁾ Es lassen sich ferner dieselben Gründe, die wir gegen den Vergleich einer Periode mit einem Organismus ins Treffen führten, auch gegen den Gedanken vom Kulturorganismus anführen.²⁾

Es wird vernünftig sein, die gefährliche Analogie mit den Organismen, die übrigens nichts zu erklären vermag, aus unserem kulturgeschichtlichen Denken auszuschalten. Was haben wir damit erklärt, wenn wir Barock und Rokoko als verschiedene „Altersstufen“ der Kultur betrachten? Ist damit etwa die Entwicklung von der einen zur anderen Periode verständlich geworden, geschweige denn die Gesetzlichkeit dieser Entwicklung aufgezeigt?

Daß aber die Entwicklung einer Kultur in gewissem Sinne gesetzmäßig verläuft, läßt sich sehr wohl denken. Soviel ist sicher, daß es sich in der Kulturgeschichte um einen nicht umkehrbaren Prozeß handelt: wir können uns das Barock nicht *nach* der Aufklärung vorstellen und den Sturm und Drang nicht vor ihr. Und die gleichartigen Entwicklungen, die man hie und da feststellen zu können glaubt, reizen jedenfalls zu näherer Untersuchung. Wenn man sich aber an eine solche riesenhafte Aufgabe heranmacht, so wird es notwendig sein, sich auf ein einziges Kulturgebiet, also etwa auf die Literatur, zu beschränken. Aber auch dann noch übersteigt die Aufgabe die Kräfte des Einzelnen; sie erfordert die Errichtung von Forschungsinstituten.³⁾ Nur bei einer straffen Organisation, einer Auswahl der wichtigsten Kulturkreise und einer Beschränkung auf das Wesentliche könnte ein solches Unternehmen vielleicht gelingen. Erst wenn diese Arbeit geleistet wäre, ließe sich die Frage entscheiden, ob in der Tat eine gewisse Gesetzmäßigkeit in der Abfolge der Perioden anzunehmen sei.

Eine solche Untersuchung müßte durch eine andere ergänzt werden. Wir können nämlich auch die Entwicklungskurven der verschiedenen Künste innerhalb eines Kulturkreises miteinander vergleichen und dabei sowohl auf den Gleichlauf der Entwicklung wie auf die Abweichungen achten, wobei wir versuchen müßten festzustellen, inwieweit sich diese Abweichungen aus der Eigenart jeder Kunst erklären ließen.

Erst solche ausgedehnten und äußerst schwierigen Untersuchungen würden uns eine Antwort auf die Frage erlauben, ob die Entwicklung einer Kunst in der Hauptsache von innen heraus

1) Individuum und Gemeinschaft (³1926), SS. 327, 380, 394, 400 usw.

2) vgl. II, 5 (S. 54).

3) vgl. Petersen, Nat. od. vgl. Litg. DVLG VI (1928), SS. 59 u. 61.

bestimmt wird, also in gewissem Sinne gesetzmäßig ist, oder an erster Stelle von außen angeregt wird, also mehr oder weniger zufällig ist.

Mit dem Hinweis auf dieses ungelöste Problem wollen wir schließen. Wir haben unseren Zweck erreicht, wenn dem Leser das Periodenproblem in der Literaturgeschichte nach der Lektüre als noch ein wenig problematischer erscheint, als es ihm vorher schon war. „Pour la science des arts, la vérité est une nymphe qui fuit devant le satyre chercheur (pardon, mes chères confrères et collègues!) et qui se réfugie sous les saules. Nous poursuivons cette apparition charmante, nous l'apercevons, nous l'approchons; — mais au moment où nous pensons lui mettre la main à l'épaule elle se dégage et disparaît dans l'abri d'ombre mouvante, d'où nos successeurs, comme nous armés d'illusions, la feront sortir pour une nouvelle poursuite.”¹⁾

¹⁾ P. Kohler, Contribution à une philosophie des genres, Helicon I (1938), S. 233.